

unterblieb, damit eine immer geringere Rolle. Anders als klassische K. stellen Manifeste andererseits oft eine Dokumentation des Konflikts (zu der auch die Publikation zentraler Dokumente oder juristischer Gutachten zählte) und eine historische Herleitung dar, so dass diese neuere Form der K. eher Hinweise auf die tatsächlichen Kriegsursachen bietet.

Insgesamt ist nzl. Entwicklung der K. deutlich von übergreifenden Veränderungen beeinflusst: Die zum Beginn der Nz. hin etablierten festen und verbindlichen Formen des Kriegsbeginns brachen durch das Auseinanderbrechen der religiösen Gemeinsamkeit im 16. Jh. sowie durch die vorhergehende ↗ Kommunikationsrevolution auf. Machtstaatliche und strategische Überlegungen konnten im 18. Jh. immer größeren Raum einnehmen, ohne dass die existierenden Traditionen aber völlig verdrängt wurden. Mit der immer weiteren Entwicklung des ↗ Völkerrechts kam es dann zu einer Verrechtlichung und erneut zu festen Formen des Kriegsbeginns, die jedoch im 19. Jh. noch nicht wieder die Verbindlichkeit erreichten, welche sie zu Beginn des 16. Jh.s hatten.

→ Diplomatie; Gerechter Krieg; Kriegsrecht; Völkerrecht

- [1] D. BÖTTCHER, Propaganda und öffentliche Meinung im protestantischen Deutschland 1628–1636, in: H. U. RUDOLF (Hrsg.), *Der Dreißigjährige Krieg. Perspektiven und Strukturen* (WdF 451), 1977, 325–367 [2] P. DIEDERICH, Kaiser Maximilian I. als politischer Publizist, 1931 [3] G. ELTON, War and the English in the Reign of Henry VIII, in: L. FREEDMAN et al. (Hrsg.), *War, Strategy, and International Politics. Essays in Honour of Sir Michael Howard*, 1992, 1–17 [4] E. FEHRENBACH, Die Ideologisierung des Krieges und die Radikalisierung der Französischen Revolution, in: D. LANGEWIESCHE (Hrsg.), *Revolution und Krieg. Zur Dynamik historischen Wandels seit dem 18. Jh.*, 1989, 57–66 [5] W. G. GREWE (Hrsg.), *Fontes historiae iuris gentium*, 3 Bde., 1988–1995 [6] J. T. JOHNSON, Ideology, Reason, and the Limitation of War. Religious and Secular Concepts 1200–1740, 1975 [7] CH. KAMPMANN, Reichstag und Reichskriegserklärung im Zeitalter Ludwigs XIV., in: HJb 113, 1993, 41–59 [8] H. J. KISSLING, Rechtsproblematiken in den christlich-muslimischen Beziehungen, vorab im Zeitalter der Türkenkriege, 1974 [9] M. MAUREL, De la Déclaration de Guerre. Étude d'Histoire Diplomatique, de Droit Constitutionnel et de Droit Public, 1907 [10] K. MÜLLER, Zur Reichskriegserklärung im 17. und 18. Jh., in: ZRG GA 90, 1973, 246–259 [11] K. REPGEN, Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, in: HZ 241, 1985, 27–49 [12] A. STEINLEIN, Die Form der Kriegserklärung. Eine völkerrechtliche Untersuchung, 1917 [13] H. WEBER, Zur Legitimation der französischen Kriegserklärung von 1635, in: HJb 108, 1988, 90–113.

Anuschka Tischer

Lebenstreppe

Im Denken der Antike und des MA finden sich vielfältige Konzepte zur Gliederung des menschlichen ↗ Lebenslaufs und zur Bewertung der einzelnen Lebensphasen. Vom 13. Jh. an schob sich in Europa eine Denkfigur in den Vordergrund, die den Lebenslauf als eine Bewegung des Auf- und Abstiegs interpretierte. Der Kulminationspunkt, an dem die Menschen ihrer Vollendung am nächsten kämen, ist demnach in der Mitte des Lebens erreicht. 1540 brachten Jörg Breu d.J. und Cornelis Anthonisz in Amsterdam Holzschnitte auf den Markt [1. 26]; [3. 19], die diesem Konzept die Form einer Doppeltreppe verliehen: vier oder fünf Stufen des Aufstiegs, bis mit dem vierzigsten oder fünfzigsten Jahr der Höhepunkt des Lebens erreicht wurde, und dann ebenso viele Stufen des Abstiegs – als drastischer geistiger und körperlicher Verfall gezeichnet, der mit dem ↗ Tod sein Ende findet.

Diese ikonographische Form der L. erlebte von der zweiten Hälfte des 16. Jh.s an eine erstaunliche Karriere. Im 17. Jh. war sie in den Niederlanden, in England, Deutschland, Frankreich und Italien zahlreich vertreten. In der Regel charakterisierten auch Tiersymbole und Spruchbänder die einzelnen Lebensstufen: Dem vierzigsten Lebensjahr wurde der Löwe zugeordnet, dem fünfzigsten der Fuchs, dem neunzigsten oft der Esel. »Vierzig Jahr wohlgetan, funfzig Jahr stille stahn, sechszig Jahr gehet das Alter an ... neunzig Jahr der Kinder Spott«, hieß es in beigefügten Texten. Das 18. Jh. sah eine weitere Verbreitung der L.; im 19. Jh. scheint sie den Höhepunkt ihrer Popularität erreicht zu haben. Nun wurde sie von den großen »Bilderfabriken« (vgl. ↗ Druckgrafik) Europas und Nordamerikas in Massenaufgaben vertrieben und fand Eingang in die Häuser, Werkstätten, Wirtsstuben und Wohnzimmer der unterschiedlichsten sozialen Schichten. Das Motiv der L. bildete somit im Europa des 16. bis 19. Jh.s die dominierende Darstellungsform des Alterns. Sie verlieh der Gliederung des Lebenslaufs in chronologisch fixierte und inhaltlich typisierte Stufen sowie der Verbindung einer aufwärts und abwärts gerichteten Bewegung einen idealen Ausdruck. Die hierarchische Struktur der Pyramidenform betonte die Privilegierung des mittleren Lebensalters gegenüber der ↗ Jugend und dem höheren ↗ Alter (vgl. Abb. 1–2).

Worin lag nun die Attraktivität der L. über einen so langen Zeitraum und über soziale Milieus hinweg? Warum begann sie sich im 16. Jh. allmählich zu verbreiten, war dann zwei bis drei Jahrhunderte außerordentlich populär und verschwand schließlich ziemlich schnell in der Zeit um den Ersten Weltkrieg? Ein kulturgeschichtlicher Ansatz interpretiert die L. als eine Form der kulturellen Bewältigung der demographischen und so-



Abb. 1: Matthäus Merian der Ältere, Les âges de l'homme et à quels animaux il ressemble, Paris 1614.

zialen Unsicherheit vor dem 20. Jh.: Ein Bild des Lebens als starrer und gleichbleibender Ablauf bediene die in der Frühen Nz. so starke Sehnsucht nach Stabilität. Ein zweiter Ansatz verbindet das Motiv des Auf- und Abstiegs mit der hohen \uparrow sozialen Mobilität der Frühen Nz. und mit der Angst, besonders der Mittelschichten, vor dem sozialen Abstieg. Ein dritter sieht die soziale Funktion der L. in der Regulierung von Generationenbeziehungen im Familienzyklus [2. 58]. Im Europa der Frühen Nz. waren Hof-, Besitz- oder Geschäftsüberga-

ben innerhalb der \uparrow Familie von wesentlicher Bedeutung für die soziale Position der nachfolgenden \uparrow Generation. Aus diesem Blickwinkel verkörpert die L. eine Botschaft der aufsteigenden Altersgruppe an die absteigende, bot eine Legitimation für den Wunsch der Jüngeren, die Älteren zu verdrängen und erleichterte es diesen zugleich, den Rückzug zu akzeptieren. Untersuchungen über die Verteilung der wirtschaftlichen Ressourcen und Aktivitäten im Lebenslauf bestätigen, dass in vielen sozialen Milieus Einkommen und Besitz



Abb. 2: Das Stufenalter des Menschen, Nürnberg (G. N. Renner & Schuster), 1835.

Der Vergleich der beiden Darstellungen zeigt Kontinuitäten und Wandlungen des Motivs der L. vom 17. bis zum 19. Jh. Die Einteilung in Zehnjahresgruppen und das fünfzigste Lebensjahr als Höhe- und Wendepunkt hatte sich durchgesetzt. Dargestellt wurden nicht mehr nur Lebensläufe von Männern, sondern auch von Frauen und von Paaren. Die Tiersymbolik und die barocke Todessymbolik – Schädel oder Gerippe – verschwanden allmählich als Rahmenmotiv und wurden durch häusliche Genreszenen ersetzt.

in einer ersten Lebensphase akkumuliert und in einer zweiten Phase allmählich an die Nachkommen abgegeben wurden. Zwischen dem Motiv der L. und der sozialen Praxis bestanden in dieser Periode der europ. Geschichte also Analogien.

→ Alter; Familie; Generation; Jugend; Körper; Lebenslauf; Soziale Mobilität; Tod

[1] P. JOERISSEN / C. WILL, Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter (Schriften des Rheinischen Museumsamtes 23), 1984 [2] J. EHMER, The Life Stairs: Aging, Generational Relations, and Small Commodity Production in Central Europe, in: T. K. HAREVEN (Hrsg.), Ageing and Generational Relations over the Life Course. A Historical and Cross-Cultural Perspective, 1996, 53–74 [3] K. HAZELZET, De Levenstrap, 1994.

Josef Ehmer

Licentia poetica

Das Konzept der poetischen Lizenz (lat. *licentia*: »Erlaubnis«, »Freiheit«), also der zulässigen Abweichung von bestehenden Normen, umfasst, anders als die in der \uparrow Rhetorik bekannte inhaltliche Freimütigkeit im Reden (griech./lat. *parrhēsia*) vorrangig formale Aspekte. Im ursprünglichen Sinne bezeichnet sie die Freiheit des Dichters, von sprachlichen und sachlichen Darstellungskonventionen abzuweichen. Dazu gehören z.B. Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik, Wortwahl und Wortbildung, aber auch Situationsangemessenheit, Bildlichkeit, Faktentreue, Chronologie und Kausallogik. Im engeren Sinne meint sie die gewollte Abweichung von dichtungstheoretischen Vorschriften wie z.B. der Drei-Stil-Theorie, der \uparrow Decorum-Lehre, der Gattungspoetik (\uparrow Gattung) und v.a. der \uparrow Metrik.

Allerdings liefert die L. P. keinen Freibrief zur Beliebigkeit, sondern räumt vielmehr gezielt kompositorische Ermessensfreiräume ein, die zur Umsetzung bestimmter Darstellungs- und Wirkungsabsichten dienen sollen: Als geduldete, erlaubte oder sogar erwünschte Abweichung unterscheidet sie sich daher vom technischen Fehler (lat. *vitium*) durch erkennbare Funktionen. Somit gewährleistet sie, dass der beabsichtigte Effekt in der dichterischen Praxis den Vorrang vor der Regeltreue erhält.

Da sich Norm und Abweichung wechselseitig konstituieren, besaß die L. P. besondere Relevanz in der normativen Dichtungslehre vom 16. bis zum frühen 18. Jh. Abgesehen von Ausnahmen wie z.B. der von Torquato Tasso vertretenen *licenza del fingere* (ital. »Freiheit zur Erfindung«) bezog sie sich in diesem historischen Rahmen meist auf die Metrik, d.h. auf Abweichungen vom vergleichsweise engen Regelwerk der

Verslehre. Ihre Zulässigkeit und Leistungsfähigkeit war durchaus umstritten: Während Kritiker (z.B. George Gascoigne, Justus Georg Schottel) die L. P. als terminologische Verbrämung dichterischer Inkompetenz zu entlarven suchten, sprachen sich Mehrheiten (z.B. Julius Caesar Scaliger, Martin Opitz, Gerhard Johann Vossius, John Dryden) unter Berufung auf antike Autoritäten (Aristoteles und Horaz) grundsätzlich für die L. P. aus, sofern sie nicht durch Ausdrucksnot, sondern durch höherwertige Interessen veranlasst war.

Als solche galten v.a. in der Barockpoetik die Erzeugung sprachlicher und gedanklicher Vielfalt, die Anpassung des Sprachflusses an die Melodie bei der Übersetzung fremdsprachiger Liedtexte bzw. bei der Vertexung vorgegebener Kompositionen, die auf Konventionsbrüchen basierende geistreiche Unterhaltung sowie allgemein der kunstvolle Normverstoß aus souveräner Könnerschaft, der den intendierten Ausdruck verstärkte. Mitunter wurde die L. P. ausdrücklich empfohlen, um poetologische Normierungslücken v.a. in der Gattungslehre aufzufangen (z.B. Philipp von Zesen, Andreas Tscherning). Vereinzelt wurde sie sogar zum Wesenszug von Dichtung schlechthin erhoben (z.B. Kaspar Stieler, William Coward). Jedenfalls wurde sie in der normativen Dichtungslehre planmäßig an solchen Stellen eingesetzt, an denen engere Normierungen nicht wünschenswert oder machbar erschienen.

Jüngere literaturwissenschaftliche Forschungsarbeiten verdeutlichen, dass in der Tat oft nicht die Norm, sondern vielmehr die Abweichung den Charakter gerade auch von regelhaft angelegter Sprachkunst ausmacht [2], dass offensichtliche Lücken im poetologischen Regelsystem des \uparrow Barock auf die mitunter sogar gewollte Macht der »dichterischen Freiheit« [5] hinweisen und sie damit erstaunliche »Spielräume« [1] für die poetische Praxis eröffnen. Ebenso greift die Dialektik von etablierter Norm und kalkulierter Abweichung für die nach dem Ende der normativen Poetik entstandene Dichtung, wenn man auf gängigen, nicht nur metrischen Standards beruhende Erwartungshaltungen als »Norm« zugrunde legt.

Neben ihrer konkreten künstlerischen Funktion im Text besitzt die L. P. ein normbildendes Potential, da sie unter bestimmten Bedingungen nicht nur geltende Normen durchbricht, sondern auch neue schafft: Abweichungen werden gemeinhin dann nicht als Fehler, sondern als Ausdruck von Kunstfertigkeit angesehen, wenn sie bestimmte Funktionen erfüllen, d.h. besondere Ausdruckswerte oder Beziehungen innerhalb oder außerhalb von Texten erzeugen. Solche Abweichungen vermögen durch häufige Wiederholung ihrerseits »normähnliche Erwartungshaltungen« [2. 15] zu etablieren. Derartige »Quasi-Normen« ermöglichen dann wiederum